

„Erst mit neun Jahren *wurde ich* zu einem Schwarzen“

Interview — Anant Agarwala

Fotos — Paul Lehr

Lilian Thuram ist Rekordnationalspieler Frankreichs, er gewann die EM und die WM, spielte für Juventus Turin und Barcelona. Heute schreibt er *kluge Bücher über Rassismus*



Thuram gewann mit Frankreich die WM 1998. Die Équipe wurde medial zum Sinnbild des multikulturellen Frankreichs verklärt.



Lilian Thuram, Ende der neunziger Jahre empfangen Sie mit dem AC Parma den AC Mailand, bei dem damals Paolo Maldini, George Weah oder Ibrahim Ba spielten. Auf den ersten Blick war es ein gewöhnliches Ligaspiel, doch für Sie wurde es eine persönliche Angelegenheit. Was ist damals passiert?

Es stimmt, dieses Spiel ist mir bis heute im Kopf geblieben. Wir spielten zu Hause, und irgendwann begannen unsere Fans zu singen: „Ibrahim Ba isst Bananen in der Hütte von George Weah.“ Ich war natürlich schockiert. Es tat weh, das zu hören. Ich war ein wichtiger Spieler von Parma, die Fans jubelten mir zu. Und genau diese Leute sangen ein rassistisches Lied. Als ich nach dem Abpfiff in die Kabine kam, war ich sehr aufgebracht. Ist doch nicht so wild, sagten meine Mitspieler und meine Trainer. Ich wollte zur Pressekonferenz und etwas sagen, aber mein Team brachte mich davon ab.

Am Tag darauf ergriffen Sie doch das Wort.

Als ich nach dem Spiel nach Hause kam, ging es mir noch sehr schlecht. Wenn ich etwas Wichtiges sagen möchte, und es dann runterschlucke, fehlt mir regelrecht die Luft zum Atmen. Nach dem Training am nächsten Morgen bin ich also zu den Journalisten und meinte, die Fans sollten darüber nachdenken, was sie singen. Dass sie sich vermutlich gar nicht bewusst machten, wie schlimm ihre Worte sind. Das lief dann in den Medien, und beim nächsten Spiel rollten die Fans in der Kurve ein Plakat aus, auf dem stand: „Respektier uns, Thuram!“

Wie fanden Sie das?

Das Plakat kehrte die Tatsachen um. Plötzlich war ich es also, dem es an Respekt mangelte. So etwas erleben Menschen ständig, wenn sie öffentlich Rassismus anprangern: Die Leute finden, man solle bei sich selbst den Fehler suchen. Den Mund aufzumachen kostet auch deshalb so große Überwindung, weil ein Großteil der Leute sich gegen dich wendet. Selbst innerhalb deines Teams sagt man dir, man rücke den Fußball oder das Land, in dem man spielt, in ein schlechtes Licht. Daher neigen viele Leute dazu, nichts zu sagen.

Sie sind heute der ehemalige Profi, der sich am vehementesten gegen Rassismus engagiert. Wann ist Ihnen bewusst geworden, dass Sie sich dieser Arbeit verschreiben wollen?

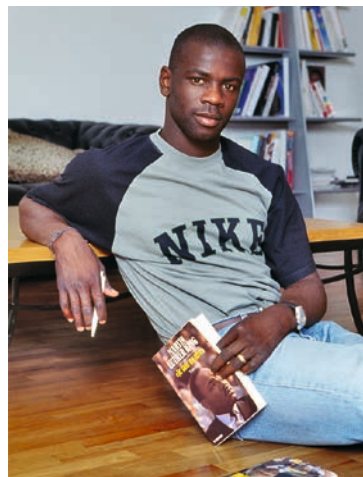
Ich habe mir das nicht ausgesucht. Schon als Kind habe ich von bestimmten Leuten zu spüren bekommen, dass sie mich ver-

achten, und so begann ich mich zu fragen, woran das liegt. Ich hatte das Glück, viele Bücher zu lesen und viele Gespräche zu führen, dank derer ich verstanden habe: Rassismus hat eine lange Geschichte, und nur weil es immer Menschen gab, die sich gewehrt und für Gleichberechtigung eingesetzt haben, liegen die düstersten Zeiten hinter uns. Es ist an uns, diese Arbeit fortzusetzen. So gesehen hatte ich nie das Gefühl, eine Wahl zu haben.

Ihr Ansatz lautet Bildung. Sie haben eine Stiftung ins Leben gerufen, kuratieren Ausstellungen, schreiben Bücher.

Um Rassismus zu bekämpfen, muss man verstehen, wie er funktioniert. Viele glauben, Rassismus seien Konfrontationen zwischen Menschen unterschiedlicher Hautfarbe, individuelle Erfahrungen. Dabei reicht er viel tiefer, ist ein kulturelles Erbe, das sich überall in der Gesellschaft verstecken kann, ganz ähnlich wie Sexismus. Der Sklavenhandel aus Afrika ebenso wie der Kolonialismus hatten zum Ziel, Ressourcen anderer Länder und Völker auszubeuten, um in Europa Reichtümer anzuhäufen für einige wenige. Dieses

„Um Rassismus zu bekämpfen, muss man verstehen, wie er funktioniert“



In seinem ersten Buch „Mes étoiles noires“ schreibt Thuram über Idole wie Obama oder Césaire.

ökonomische System funktionierte nur, weil die Solidarität zwischen den vielen, die nicht von ihm profitierten, zerschlagen wurde. Indem man ihnen weismachte: Ihr seid nicht gleich, denn ihr seht unterschiedlich aus. Diese Idee prägt uns bis in die Gegenwart.

Wann haben Sie angefangen, Bücher zum Thema zu lesen?

Da war ich etwa zwanzig, ein junger Profi bei Monaco. Fußballer haben das Glück, viel Freizeit zu haben, außerdem sitzen sie ständig im Bus, Zug, Flugzeug oder Hotel. Ich habe die Zeit meist genutzt, um zu lesen.

Waren Sie damit ein Außenseiter in Ihren Teams?

Überhaupt nicht. Damals war das normal, jeder machte halt irgendwas, manche lasen Zeitschriften, wieder andere spielten Karten, ich las eben Bücher.

Welche Autoren waren wichtig für Sie?

Die zwei wichtigsten Figuren für mich sind Aimé Césaire und Frantz Fanon. Durch Césaires Bücher habe ich die Gesellschaft besser verstanden. Und Fanon hat für mich besser als jeder andere Rassismus analysiert. Zwei andere wichtige Autoren für mich waren Eduardo Galeano und der indische Philosoph Krishnamurti. Galeano lehrt einen, seine Perspektive zu hinterfragen. Wenn man über die angebliche Entdeckung Amerikas spricht, welchen Blickwinkel nimmt man da ein? Die von Kolumbus auf dem Schiff – oder jene der Einheimischen am Ufer? Dank Krishnamurti wiederum habe ich verstanden, wie schwierig es ist, seinen Geist von den Konditionierungen zu befreien, denen man von klein auf ausgesetzt ist.

Haben Sie mit Ihren Mitspielern über diese Themen gesprochen?

Ich liebe es zu diskutieren. Manchmal ist man komplett überzeugt von seinem Standpunkt, und dann sagt das Gegenüber: Das ist doch Quatsch. So wird man gezwungen, seine Gedanken neu zu sortieren. Wir müssen realistisch sein: Die meisten Leute haben keine Ahnung von der Geschichte des Rassismus. Wenn wir sie trotzdem erreichen wollen, müssen wir unsere Argumente schleifen. Das passiert nur im Austausch mit anderen.

Das geht in einem Fußballteam?

Aber ja! Zum Beispiel mit Gigi Buffon und Fabio Cannavaro, mit denen ich sehr eng war. Es kam vor, vor allem zu unserer Zeit bei Parma, dass einer der beiden zu mir sagte: „Lilian, ich weiß nicht, welches Buch du gerade liest, aber es wird Zeit für ein anderes.“ Meine Mitspieler merkten es mir bisweilen an, wenn Bücher Wut oder Unverständnis auslösten.

Heute sind Sie selbst Autor. Ihr jüngstes Buch „Das weiße Denken“ kommt nun in Deutschland auf den Markt. Der französische Untertitel ist an ein Zitat der Feministin Simone de Beauvoir angelehnt: „Man kommt nicht als Weißer zur Welt, man wird es.“ Was meinen Sie damit?

Die meisten Weißen fühlen sich nicht weiß, sondern „normal“. Nichtweiße werden als Abweichung von der Norm wahrgenommen. Dabei ist Weißsein nicht anders als Schwarzsein, beides sind konstruierte Identitäten mit kulturellen, sozialen und historischen Prägungen. Weil Weiße in der Gesellschaft derart dominieren, wird das kaum reflektiert, ebenso wie Männer sich viel weniger mit ihrem Mannsein beschäftigen müssen als Frauen mit ihrem Frausein.

Sie schreiben, wie Sie sich zum ersten Mal mit Ihrer Hautfarbe beschäftigen mussten, als Sie als Kind aus Guadeloupe, einer französischen Insel in der Karibik, aufs französische Festland zogen.

Ich sage immer, ich wurde mit neun Jahren zu einem Schwarzen. Damals kam ich aus Guadeloupe nach Bois-Colombes, eine Banlieue von Paris. Kurz nach meiner Ankunft nannten Klassenkameraden mich einen „schmutzigen Schwarzen“.

Wie haben Sie darauf reagiert?

Wenn Sie rassistisch beleidigt werden, fühlt es sich so an, als würde Sie jemand im Inneren Ihres Körpers beißen. Sie bluten, ohne dass es jemand sieht. Als ich damals nach Hause kam, fragte ich meine Mutter, warum die Kinder das gesagt haben. Sie gab mir eine denkbar schlechte Antwort: „Das ist so, die Leute sind rassistisch, daran wirst du nichts ändern.“ Wer das akzeptiert, verliert früher oder später sein Selbstwertgefühl.

Sie haben selbst zwei Söhne.

Was haben Sie ihnen in der Hinsicht mitgegeben?

Ich habe ihnen früh erklärt, dass andere ihnen mit Vorurteilen begegnen werden, weil sie schwarz sind. Ich habe sie dazu ermuntert, Rassismus anzuprangern, wann immer er ihnen begegnet. Als mein zweiter Sohn noch klein war, habe ich ihn gefragt: Khephren, bist du der einzige Schwarze in deiner Klasse? Er sagte: „Papa, ich bin doch nicht schwarz. Ich bin braun.“ Als ich ihn gefragt habe, welche Hautfarbe seine Mitschüler hätten, sagte er, die seien rosa. Kleine Kinder denken nicht in den Kategorien, die Hautfarben mit bestimmten Eigenschaften verbinden, niemand kommt als Rassist auf die Welt.

In Ihrem Buch beschreiben Sie historische Linien, die vom Ende des Mittelalters bis in die Gegenwart reichen und kommen zu dem Schluss, dass Sklaverei und Kolonialismus bis heute nachwirken. Sind wir Gefangene unserer Geschichte?

Wir sind die Früchte unserer Geschichte. Ich bin davon überzeugt, dass Rassismus durch seine lange Geschichte zu einem Teil der Kultur geworden ist. Sklaverei und Kolonialismus sind politische Systeme, sie haben über Jahrhunderte die Überlegenheit des Weißen gegenüber Nichtweißen normalisiert, begleitet von Literatur, Philosophie, Schulstoff. In französischen Schulbüchern stand bis in die fünfziger Jahre, die weiße „Rasse“ wäre die beste. Unsere Regierung hat noch in den Achtzigern die Apartheid in Südafrika unterstützt. Dieses politische und kulturelle Erbe müssen wir anerkennen und über seine Folgen nachdenken. Nur dann können wir uns aus ihm befreien. Die Mehrheit der weißen Franzosen verdrängt das aber gern, viele behaupten sogar, Rassismus existiere gar nicht mehr.

Als Sie 1998 Weltmeister wurden, wurde die Mannschaft medial zum Sinnbild eines modernen, multikulturellen Frankreich erklärt. *Black-Blanc-Beur*, Schwarz-Weiß-Maghrebinisch, wurde zum geflügelten Begriff. Glaubten Sie damals auch an dieses Ideal?

Unsere Mannschaft konfrontierte die französische Gesellschaft auf die denkbar positivste Weise mit der Tatsache, dass es Franzosen aller Hautfarben und Religionen gibt. Auch wenn das nicht direkt Probleme löst, war das eine großartige Entwicklung. 1998 war gleichzeitig das 150. Jubiläum der Abschaffung der Sklaverei in Frankreich; die Rufe nach *Égalité*, die zu diesem Anlass auf Demonstrationen skandiert wurden, bekamen durch die WM ein größeres Gewicht. Ich würde sogar sagen: All die Debatten, die wir heute in der französischen Gesellschaft über Teilhabe und Gleichstellung führen, wurden dank des WM-Titels vorangebracht. Aber ich bin nicht naiv. Wäre ich kein bekannter Ex-Fußballer, würden mich viele Leute auch heute nicht als Franzosen wahrnehmen, sondern als Schwarzen.

Als drei Jahre später das allererste Freundschaftsspiel zwischen Frankreich und Algerien statt-

fand, wirkte *Black-Blanc-Beur* wie eine Fata Morgana. Als symbolische Annäherung zwischen den Ländern gedacht, die eine brutale koloniale Vergangenheit verbindet, endete das Spiel im Skandal. Erst piffen franco-algerische Fans während der Marseillaise, in der zweiten Halbzeit stürmten sie das Feld. Das Spiel wurde in der 76. Minute abgebrochen.

Ich hatte mich sehr auf dieses Spiel und seine positive politische Botschaft gefreut. Als die Fans aufs Feld rannten, wurde ich deshalb irre wütend. Für mich fühlte es sich nicht bedrohlich an. Aber ich habe zu einem der Jungs gesagt: Ihr habt ja keine Ahnung, wie viel Macht ihr der extremen Rechten gerade verschafft. Dieses Spiel verstärkte all die Vorurteile gegenüber den Jungs, die nicht weiß sind.

Bald darauf zog tatsächlich Jean-Marie Le Pen in die Stichwahl um die Präsidentschaft ein. Hat der Fußball politische Macht?

Fußball wird immer politisch instrumentalisiert. Werden wir Weltmeister, sind wir alle Franzosen, stürmen Fans das Feld, sind sie plötzlich Araber. Der Fußball ist nicht abgekoppelt von der gesellschaftlichen Realität. In Frankreich und im Rest der Welt ging es damals viel um den Islam, das Spiel fand kurz nach dem 11. September statt. Der Fußball hat die Macht, gesellschaftlichen Debatten zu befeuern, im Guten wie im Schlechten.

Nach dem Spiel war viel von gescheiterter Integration die Rede.

Ich fand das verlogen. Bis heute verbinden manche Franzosen ein Trauma mit Deutschland, weil sie oder ihre Familie während der deutschen Besetzung im Zweiten Weltkrieg Schlimmes erlebt haben. Da geht es um wenige Jahre. Frankreich hat in Algerien über 130 Jahre Gewalt ausgeübt, bis in die sechziger Jahre hinein. Glauben Sie, Franzosen algerischer Herkunft fühlen sich heute von Frankreich respektiert und geliebt?

Mangelt es in Frankreich an der Bereitschaft, die eigene Geschichte infrage zu stellen?

Wie Sie wissen, gibt es in Paris unzählige Museen. Aber kein einziges, in der die koloniale Vergangenheit oder der Sklavenhandel aufgearbeitet werden. Den *Code Noir*, jenen Gesetzestext, der es Sklavenhaltern erlaubte, ihren Sklaven die Ohren abzuschneiden oder sie zu töten, kennen nur wenige Franzosen. Aber nach einem seiner wichtigsten politischen Urheber sind Straßen und

Oben: Thuram spielte für Parma, Monaco, Barcelona und Juventus. Mit Enrico Chiesa und Gigi Buffon gewann er 1999 den UEFA-Cup.

Unten: 2000 holte Thuram mit Frankreich auch den EM-Titel. 2008 beendete er seine Karriere – nach 142 Länderspielen.

Lilian Thuram



Schon als Spieler trat er meynungsstark auf. Als Nicolas Sarkozy 2005 die Jugendlichen in den Banlieues als Gesindel betitelte, kritisierte Thuram diese Wortwahl scharf. Seit 2010 tritt er vermehrt als Autor auf. Sein neuestes Buch „La pensée blanche“ erscheint jetzt unter dem Titel „Das weiße Denken“ auf Deutsch.



Schulen benannt. Bloß, sobald man diese dunklen Themen anspricht, sagen bestimmte Leute: Du liebst Frankreich nicht. Das ergibt keinen Sinn.

In Ihrem Buch erwähnen Sie auch Begebenheiten aus Ihrem eigenen Leben. Sie beschreiben zum Beispiel die Szene in Monaco, als Sie mit ein paar Mitspielern Ihre damalige Freundin vom Flughafen abholen.

Damals war ich noch im Ausbildungszentrum und hatte kein Auto, also fragte ich ein paar Mannschaftskollegen, ob Sie mich hinfahren könnten. Als meine spätere Frau ankam, waren sie regelrecht geschockt, dass sie schwarz ist. Ich bekam zu hören, dass sie auch meine Schwester sein könne. Mit den Jahren bekam ich mit, was eigentlich hinter dieser Überraschung steckte, weil sie mir immer wieder begegnete: Meine Mitspieler, die weißen ebenso wie die schwarzen, verstanden nicht, wie ich mich für eine Schwarze entscheiden konnte, wo ich als Fußballer doch auch eine Weiße hätte haben können. Denn die gängige Vorstellung von Schönheit ist weiß. Sie können sich nicht vorstellen, wie herablassend und widerwärtig in der Kabine über schwarze Frauen gesprochen wird, besonders auch von schwarzen Spielern. Immer wieder habe ich dieses Gespräch geführt: Ist deine Mutter nicht auch eine schwarze Frau, oder deine Schwester? Wie kannst du so entwürdigende Sachen sagen? Das Ding ist: Wer in einer Kultur groß wird, die dich wegen deiner Hautfarbe gering schätzt, übernimmt dieselben Vorurteile.

Wie haben Ihre Mitspieler darauf reagiert, wenn Sie sich eingemischt haben?

Zum Teil waren sie schockiert, weil sie sich nie die Frage gestellt hatten, ob sie selbst rassistische Stereotype im Kopf haben, die bis in ihr Liebesleben hineinwirken. Um diesem unbewussten Rassismus zu entkommen, müssen wir ihn sichtbar machen und über ihn sprechen.

Wenn Sie sich heute öffentlich über Rassismus äußern, schlägt Ihnen gelinde gesagt nicht nur Wohlwollen entgegen.

Sehr verbreitet ist die Haltung: Die Sklaverei ist doch längst abgeschafft, was will er denn noch? Oder: Er kann doch gehen, wenn's ihm nicht gefällt, mit welchem Recht kritisiert er „unser Land“? Als wäre es nicht auch das meinige! Den Spruch höre ich oft: Entweder du liebst Frankreich, oder du gehst. Ich muss aber sagen, es hat sich schon etwas verändert. Vor einigen Jahren war es noch sehr ungewohnt, dass ein Schwarzer aus der Zi-

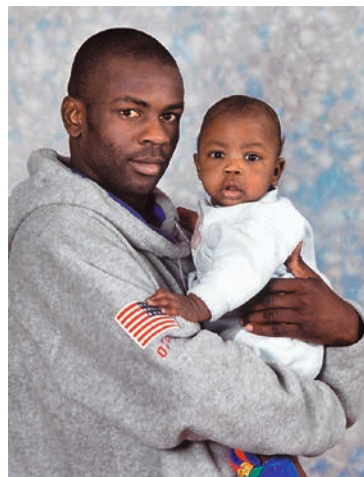
vilgesellschaft überhaupt in politischen Debatten gehört wird. Damals wäre ich nicht als Individuum, als Lilian Thuram, gehört worden, sondern als Figur, der Figur des Schwarzen. Oder, schlimmer noch, als ein Repräsentant der Schwarzen. Das ist heute anders.

Im Fußball scheint es für Schwarze eine Art gläserne Decke zu geben. Weder in Frankreich noch in Deutschland gibt es eine nennenswerte Anzahl an schwarzen Trainern oder Sportchefs. Woran liegt das?

Eine wichtige Erklärung liefert die Sozialpsychologie. Man vertraut – oft unbewusst – eher Menschen, die einem besonders ähnlich sind, also vertraut man jenen auch eher einen Posten an. Dazu kommen Vorurteile, mit denen man aufgewachsen ist und die Menschen bestimmte Plätze zuteilt: Schwarze Spieler auf dem Feld, das kennt jeder. Aber der Trainer ist selbstverständlich ein Weißer. Diese Mechanismen sind sehr mächtig, wenn man sie sich nicht bewusstmacht.

In wenigen Wochen ist in Frankreich Präsidentschaftswahl,

„Meine Mitspieler waren geschockt, dass meine Freundin schwarz ist“



Lilian Thurams Sohn Marcus kam 1997 in Parma zur Welt. Er spielt heute für Gladbach.

und mit Marine Le Pen und Éric Zemmour haben zwei Rechtsextremisten gute Chancen gegen Emmanuel Macron. Stecken wir in einer Zeitschleife?

Ich muss schon sagen: Ich bin jetzt fünfzig Jahre alt, und im Wahlkampf geht es wieder nicht um die steigende Armut oder die irre Ungleichheit der Vermögen, sondern fast nur um Identität. Das ist schon erschreckend. Trotzdem, langsam kommen wir voran. Seit dem Ende der Apartheid in Südafrika in den Neunzigern ist Rassismus nicht länger in Gesetze gegossen. Offen zur Schau gestellter Rassismus existiert aber weiter, etwa in den Sozialen Netzwerken, oder in Institutionen, denken Sie an *Racial Profiling* oder das Verhalten mancher Polizisten. Und was ist mit dem Rassismus, der dafür sorgt, wer welchen Job bekommt oder welche Wohnung oder was einem zugetraut wird?

Wie bekommt man den raus aus den Köpfen?

Indem man eine Politik der Solidarität erschafft – denn Rassismus ist vor allem eine politische Ideologie. Dafür brauchen wir Bildung und Debatte. Niemand kann in dieser Frage neutral bleiben. Sich nicht einzumischen heißt, den Status quo zu stützen. Aber wie soll man sich den Vorteilen, weiß zu sein, verweigern? Erst wenn auch die, die selbst nicht unter Rassismus leiden, ihn nicht länger akzeptieren, werden wir als Gesellschaft vorankommen.

Vor zwei Jahren kam es in einem Spiel in Münster zu einer solchen Szene. Als Leroy Kwadwo, ein schwarzer Spieler des Gästeteams, von einem Fan rassistisch beleidigt wurde, halfen die umstehenden Münster-Fans, den Mann aus dem Block zu schmeißen und riefen „Nazis raus!“

Echt wahr? Von diesem Vorfall hatte ich noch nichts gehört. Das ist genau das, was ich meine. Nicht neutral zu bleiben, sondern zu sagen: Nein, das akzeptiere ich nicht – das ist die erste und wichtigste Form des Widerstands. Je öfter das passiert, je mehr Menschen dieses Nein für sich reklamieren, desto mehr schließen sich an, desto mehr trauen sich, ebenfalls Nein zu sagen. Sie können sich nicht vorstellen, wie wichtig das für die Menschen ist, die Rassismus ausgesetzt sind. Zu wissen, dass die Gewalt, die einem angetan wird, vom Rest nicht akzeptiert wird. Dass die anderen nicht „Ist doch nicht so wild“ sagen. Sondern: „Wir stehen zusammen, und wir lassen das nicht zu!“